



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Reisebericht aus Süd-Afrika

Reisebericht aus Süd-Afrika

Von Schw. M. Lentonie

(Schluß)

Wir blieben nun in Landsend bis Freitag, den 26. August. Während dieser Zeit wurde vieles beraten. Betreffs der angebotenen Farm wurde ausgemacht, wegen Mangel an Schwestern, welche das Anwesen bewirtschaften sollen, den Kauf auf ein Jahr hinauszuschieben. U. a. machte Msgr. Hanisch den Vorschlag, wir sollten die Station St. Patrik übernehmen, wo bereits Schule und Kirche sind. Wir empfahlen die ganze Angelegenheit dem Gebete und ließen eine heilige Messe lesen. Es wurde weiter beraten, und schließlich kam unsere Mutter Provinzialin auf den Gedanken, daß wir vielleicht die Station St. Gabriel aufgeben könnten, weil dieselbe ganz allein oben bei Cala liegt und schwer zu erreichen ist. Msgr. Hanisch ging nicht ungern auf diesen Vorschlag ein, zumal die Generaloberin der Dominikanerinnen von Dakford zu erwarten sei, mit der man diese Frage besprechen könne. Wir waren unserer Errungenschaft schon fast sicher, aber es kam doch anders.

Am Freitag, dem 26. August, nachmittags traf die oben erwähnte Generaloberin Mother Cäcilia ein. Msgr. Hanisch führte uns bald darauf zur St.-Patrik-Farm. Kaum waren wir aus der Stadt heraus, als das Auto einfach stehen blieb und nicht mehr weiter wollte. Wir mußten einen Fachmann rufen, der nun glaubte, es sei vielleicht Staub in das Petroleum gekommen. Endlich ging es wieder weiter, und wir erreichten unser Ziel.

Die Farm von St. Patrik wurde abgestolpert von einem Ende bis zum andern, und wir waren nicht wenig müde. Herzlich gerne wären wir dort geblieben und hätten die Gründung sofort angefangen. Wir wollten ja ein passendes Plätzchen für die Errichtung eines Noviziates für eigene schwarze Schwestern haben. Im Mariannahiller Vikariat ist dafür wohl niemals eine Aussicht. Auch Msgr. Hanisch glaubte, daß dieses zur größeren Ehre Gottes sei und daß die Mission dadurch mehr gefördert werde.

St. Patrik reicht wenigstens für eine zwanzigköpfige Familie aus, während die erstere Farm zu klein wäre für diesen Zweck. Unsere Hoffnung steigerte sich stündlich; und wir benachrichtigten die Schwestern in St. Gabriel von unserm Kommen. Gegen Abend erreichten wir Umtata, hatten aber keine Gelegenheit mehr, die Generaloberin von Dakford wegen der Übernahme von St. Gabriel zu sprechen.

Am Samstag, dem 27. August, standen zwei Autos bereit, um uns nach Cala zu bringen. Es war eine herrliche Fahrt durch Täler und Bergschluchten, durch schöne kleine Städtchen,

aber auch durch große, weitausgedehnte Dörfer von Eingeborenen. Tausende von Kraals standen wie Bienenkörbe auf der weiten flachen Ebene, und auf den Bergabhängen lagerte das Volk; die Kinder spielten in ihren Adamskostümen. Nach etwa 3—4stündiger Fahrt wurde auf einem Bergkegel haltgemacht. Hier entfaltete sich vor unserm Auge ein herrliches Panorama, und wir konnten uns kaum satt sehen an dieser Naturschönheit; zu unsern Füßen war eine 1000 Meter tiefe Schlucht, nicht schaurig kahl, sondern abwechselnd mit wildem Gestrüpp und Feigenbäumen durchzogen. Hier und da plätscherte ein Bergquell sein silberhelles klares Wasserlein über und zwischen die Felsblöcke, um sich unten im Tal mit einem großen Wildbach zu vereinigen, der in der Regenzeit ein Schrecken ist und nicht selten das Grab mancher Menschen und Tiere wurde. Hier nahmen wir einen kleinen Imbiß, und nach etwa einstündiger Rast mußten wir dieses schöne Fleckchen Erde verlassen und uns zur Weiterfahrt bequemen.

Nachmittags gegen 3 Uhr sahen wir zwischen zwei Felsen hindurch Cala in der Ferne liegen, und eine gute Viertelstunde später hielten die beiden Autos vor dem Hospital. Wir fanden gastliche Aufnahme in unserm früheren Herz-Jesu-Institut und mußten über den Sonntag dort bleiben. An diesem Tage hatte unsere Mutter Provinzialin Gelegenheit, mit der früher erwähnten Generaloberin Mother Cäcilia zu sprechen, welche nicht wenig interessiert war über unsern Vorschlag, sie möchte mit ihren Schwestern St. Gabriel besetzen. Sie behielt sich aber noch vor, mit ihren Ratschwestern darüber zu sprechen.

Am Montag, dem 29. August, morgens ging die Reise nach Cofimvaba. Nachmittags kamen wir dort an und fanden zu unserer Freude, daß die Schwestern von den Leuten dort mit vielen Lebensmitteln versorgt werden, so daß sie bestehen können. Schwester Demetria besorgt den Garten, während Schwester Amata und Schwester Aloysia in der Schule sind und Schwester Harlindis die Küche, Wäsche und die Kranken besorgt. Zwischen dem Priester- und Schwesternhaus war eine schöne Hauskapelle, während eine wirkliche Kirche bereits unter Dach ist.

Am Dienstag setzten wir unsere Reise fort nach Cala und von da nach St. Gabriel. Aber unsere Pläne, die Station aufzuheben, scheiterten an verschiedenen Umständen.

Nun war es höchste Zeit, unsere Heimreise anzutreten. Wir berührten unser liebes Maria-Zell, um endlich unsere Heimat „Mariannahill“ zu erreichen. Jedoch am Schluß unserer Reise hatten wir doch noch ein kleines Abenteuer. In Maria-Zell fiel schwerer Regen, und es schien, als wollte es nicht aufhören. Msgr. Hanisch wollte uns zurückhalten. Wir jedoch fürchteten, daß die Regenzeit lange an-

dauern würde, und zogen es vor, so rasch wie möglich fortzukommen. Mit aller Kraftanstrengung kam das Auto mit uns durch den Fluß, aber — o weh — oben auf der Höhe blieb es in fußhohem Morast stecken. Bruder Schaffner, der einen ähnlichen Ausgang befürchtete, kam uns nach und ließ 16 Ochsen vorspannen, um das Auto aus dem Morast zu ziehen und auf die fahrbare Landstraße zu bringen. Nach doppelstündiger Fahrt kamen wir nach Matatiele und mußten von dort aus im strömenden Gewitterregen zum Bahnhof laufen. Wir waren ganz durchnäßt, als das Zügelchen uns aufnahm. Mit einem kleinen Kartarrh kamen wir in Mariannahill an, wo wir alle Hände voll Arbeit fanden. Jetzt heißt es, alles Versäumte nachholen. Es fehlt uns ja nicht an Tätigkeit, aber Gott sei Dank auch nicht an Schaffensfreude für Gott und sein Reich!

z

Der Sohn des Arztes

Erzählt von einem Priester aus B.

Am 22. Februar 1901 traf ich am Bahnhof zu R. einen Arzt, einen alten Bekannten aus meiner Jugendzeit. Trotz der Freude des Wiedersehens bekam die Unterredung bald einen ernstesten Charakter. Der sonst so humorvolle Arzt war gerade an diesem Tage sehr ernst und traurig. — „Ach, ja,“ sagte er zu mir, „ich bin nicht mehr der lustige Doktor, den Sie von früher her kennen. Seit ich meinen Sohn verloren, meinen lieben guten Sohn, ist es, als ob in mir etwas geborsten sei. Der plötzliche, tragische Tod hinterließ in mir ein Gefühl von Schuld.“

„Ein Gefühl von Schuld? Aber Sie haben doch kein Verbrechen begangen?“

„Nein, das habe ich ganz sicher nicht; aber in den 25 Jahren habe ich ein nicht allzu christliches Leben geführt. Hat Gott vielleicht nicht durch den Tod meines lieben Karl . . .“

„Sind Sie doch stille, Herr Doktor.“

„Ich verdiente es, daß Gott mich gestraft hat; aber in den Jahren, über welche ich mich nun schäme, sind doch einzelne Pflichten, die ich mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt habe. Ich habe im ganzen ungefähr 250 Kinder getauft, die sonst ohne die Taufe gestorben wären. Ja, 250 Kinder. An demselben Tag, als Karl im Sterben lag, saß ich an seinem Kopfende; es war halb dunkel im Zimmer; er richtete seinen Blick aufmerksam hin auf die eine Stubenecke. „Was siehst Du denn, Karl?“, fragte ich.

„Ich sehe viele, viele Engel, welche mir zulächeln und kommen, um mich in den Himmel zu geleiten!“

„Aber ich sehe keine Engel, mein Kind!“

„Vater, es sind mehr als 100, mehr als 200.“